

Das kleine Extra zu
Kaffeeklatsch mit Goldfisch



Martha Sophie Marcus
KARASSIUS



EIN GOLDFISCH
IN DER
BESENKAMMER



Martha Sophie Marcus

Karassius:

Ein Goldfisch in der Besenkammer

Kurzgeschichte

Deutsche Erstausgabe Februar 2015

© 2014 by Martha Sophie Marcus

MSMbooks

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen

Zustimmung der Autorin

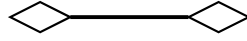
Bildnachweis:

Tischenko Irina/Shutterstock

Weitere Informationen:

www.martha-sophie-marcus.de

Vorbemerkung



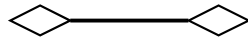
In meinem 2015 im Goldmann Verlag erschienenen Roman »Kaffeeklatsch mit Goldfisch« stößt eine Gruppe von Freundinnen rund um die Apothekerin Antonia an einem ungewöhnlichen Ort auf zwei Goldfische.

»Karassius: Ein Goldfisch in der Besenkammer« erzählt die Geschichte der Fische – aus ihrer Perspektive.

Näheres zum genannten Roman erfahren Sie im Anhang.

Und nun viel Spaß mit Karassius!

Karassius



Als meine Geschichte begann, waren wir zu siebt.

Eine Frau trug uns in einer Wasserblase aus dem dämmrigen Laden ins blendende Sonnenlicht.

Später hielt sie die Blase in beiden Händen, während ihr Mann das Auto lenkte, mit dem wir fuhren.

»Ich habe Angst, dass sie ersticken«, sagte sie.

»Deswegen wollte ich ja mit dem Auto fahren. Damit sie nicht so lange da drin bleiben müssen«, sagte er.

Es wurde wirklich bald stickig in der Blase, aber wir waren jung und gesund und hätten es noch länger ausgehalten, wenn nicht etwas Unheimliches mit der Blase geschehen wäre. Sie schrumpfte.

»Oh, nein! Die Tüte hat ein Loch«, schrie die Frau.

»Halt das Loch nach oben! Halt es zu! Nein. Stell dich doch nicht so blöd an!«

»Jetzt kommt es oben 'raus. Halt an! Igitt, meine Hose!«

»Wir sind doch gleich da. Halt die Löcher mit den Fingern zu.«

»Ich weiß nicht, wo die Löcher sind!«

Die Frau klang schrill, und der Mann begann zu lachen. Mit einer Hand lenkte er das Auto, die andere legte er der Frau auf ihr nasses Bein. Da lachte sie auch. Kurz darauf sprang sie mit uns aus dem Auto und rannte los. Wir wurden gegeneinander geworfen, dass sich beinah unsere Kiemen verhakten.

Zum Glück öffnete die Blase sich dann, und wir plumpsten ins Aquarium.

Das Wasser schmeckte fade, und die schwächlichen Pflanzen wichen matt den Wellen aus, die wir machten, als wir auseinander stoben. Aber wir konnten wieder richtig atmen. Eine Pumpe wirbelte kleine Bläschen durchs Wasser, dass es eine Freude war – viel sprudliger als in unserem alten Aquarium.

Während die anderen sechs mit schwirrenden Flossen herumflitzten und vergeblich Verstecke zwischen den mageren Pflanzen suchten, schwamm ich zur Vorderscheibe und schaute nach draußen. Die Menschen standen Arm in Arm und beobachteten uns.

»Gerettet«, sagte die Frau.

Der Mann presste sein Maul auf ihres, dann begannen sie mit etwas, das ich damals für eine Art Häutung hielt. Heute weiß ich, dass es Teil des menschlichen Paarungsrituals ist.



Ich habe eine Menge dazugelernt in diesem Aquarium, denn der Vorderscheibe gegenüber stand ein Ding, das ich zuerst für ein anderes Aquarium hielt. Noch am Tag unserer Ankunft erfuhr ich, dass die beiden es »Fernseher« nannten.

Der Fernseher spielte eine große Rolle in ihrem Leben. Sie schauten häufiger in ihn hinein als zu uns. Nach einer Weile ersetzten sie ihn sogar durch einen größeren, und danach beachtete die Frau uns kaum noch.

Nicht, dass mich das störte. Beobachtet zu werden verschaffte mir kein Wohlgefühl. Und die Versorgung mit Futter ließ nichts zu wünschen übrig, weil der Mann uns weiterhin aufmerksam behandelte.

Eines Tages schaute ich wieder zur vorderen Scheibe hinaus, als er mit der Futterdose kam. Er beugte sich zu mir herab und klopfte mit dem Finger so stark gegen die Scheibe, dass mir die Schallwellen durch und durch gingen. »Hallo Karassius. Hast du Hunger?«, fragte er.

Seitdem weiß ich, dass ich Karassius heiße. Ich war stolz, dass er mir einen Namen gegeben hatte, so wie die Menschen im Fernseher ihren Hunden und Katzen.

Alles in allem war es eine gute Zeit für mich. Nicht alle von den anderen empfanden es so. Ein Weibchen starb an Flossenfäule, ein Männchen an weißen Punkten auf seinen Kiemen.

»Da waren es nur noch fünf«, sagte die Frau, als sie dem Mann dabei zuschaute, wie er das tote Männchen mit einem Kescher aus unserem Aquarium holte.

Ich glaube, sie mochte uns nicht mehr.



Wenn die beiden nun in den Fernseher schauten, saßen sie nicht mehr dicht zusammen. Sie sprachen weniger, und wenn sie sprachen, dann oft sehr laut.

Immer häufiger saß die Frau allein auf dem Sofa, und der Mann kam den ganzen Abend nicht herein.

Aber wenn er hereinkam, kümmerte er sich um uns. Er wischte die Algen von den Scheiben wie ein Putzerfisch, reinigte die Pumpe und setzte das Abbild von einem Schiff zu uns herein, in dem es Höhlen zum Hindurchschwimmen gab.

»Ist das kitschig«, sagte die Frau.

Er antwortete nicht.

Manchmal weinte sie nun, wenn sie allein war.

Immer länger blieb der Mann fort. Es wurde unbehaglicher für uns, weil wir seltener Futter bekamen. Das zweite von unseren vier Weibchen starb.

Als der Mann zurückkam und es fand, wurde er wütend. »Was soll das heißen: Du hast sie nicht gefüttert? Bist du verrückt?«

Die Frau stand mit verschränkten Armen neben ihm. »Es sind deine Fische. Du wolltest das Aquarium. Ich kenne mich damit nicht aus.«

Er schaute sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Das ist doch kein Grund, sie verhungern zu lassen.«

»Du musst dich eben besser um sie kümmern.«

»Wir haben sie zusammen angeschafft. Weißt du das nicht mehr?«

»Wir haben früher mal alles Mögliche zusammen gemacht. Weißt du das nicht mehr?«

Sie fing an zu weinen, was ihm sichtlich unangenehm war. Er umarmte sie, und sie weinte noch lauter. Dann verließen sie zusammen den Raum.



Danach wurde es für eine Weile besser. Der Mann war wieder häufiger da, aber auch die Frau fütterte uns.

Leider hielt das Glück nicht an.

Schließlich kam er gar nicht mehr, und sie weinte dauernd.

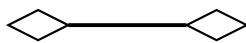
Und sie fütterte uns nicht. Jedes Mal, wenn sie hereinkam, schwammen wir zur Vorderscheibe und hofften, sie würde die Futterdose aus dem Regal nehmen, doch sie beachtete uns nicht.

Zwei von den anderen waren so schwach, dass ich ihnen nicht mehr lange zu leben gab. Immer öfter erwischte ich mich bei dem Gedanken, wie es wohl wäre,

ihre Flossen anzuknabbern, was mich eigentlich hätte anwidern sollen. Ich war sicher, dass ich auch nicht mehr lange aushalten würde. Warum kam niemand vorbei und rettete mich? Ich hätte eine wunderschöne Färbung, sagte der Verkäufer im Laden immer. So rotgolden, wie ein Goldfisch sein sollte, und die weißen Stellen an meinen Schleierflossen waren schneeweiß. Eine Zierde für jedes Aquarium.



Pegelstände



Die Frau ist verrückt geworden. Sie ist eine Psychopatin wie in einem von den Filmen, die der Mann manchmal nachts geguckt hat.

Wir waren noch zu dritt und hatten ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Manchmal fütterte die Frau uns, manchmal nicht.

Dann ging die Pumpe kaputt.

Die Frau bemerkte es, als sie eine neue Futterdose öffnete. Eine Weile stand sie still vor unserem Aquarium.

Dann nahm sie einen Kescher und warf uns einen nach dem anderen in einen Eimer. Das Wasser darin schmeckte beißend, aber lange blieben wir ohnehin nicht.

Sie trug uns nach draußen und schüttete uns ohne ein Abschiedswort in einen Tümpel.

Es war entsetzlich.

Das Wasser war kalt, trüb und dickflüssig. Unsägliche Ungetüme trieben und schwammen darin – mit Beinen, Blättern, Fühlern, Flossen, Mäulern. Grauenhafte, dunkle Winkel gab es und harte Pflanzenstängel, die wie Gitterstäbe den Weg versperrten.

Alles hatte ein muffiges, fauliges Aroma.

Gleißende Lichtstrahlen drangen von oben durch die Wasseroberfläche, sodass ich zuerst ängstlich floh, um mich am Grund des Teichs zu verstecken.

Doch am Grund gab es keinen sauberen Kies, wie ich es gewöhnt war, sondern Schlamm, der aussah, als könnten Fraßbestien in ihm lauern. Hechte, Welse, Barsche, Aale ... Die Erinnerungen meiner Ahnen beschworen schuppensträubende Bilder in mir empor.

Deshalb schnellte ich unter die Blätter einiger Pflanzen in Ufernähe und verharrte dort schreckensstarr. Verzweifelt pumpten meine Kiemen, bis ich mich an das dickflüssige Teichwasser gewöhnt hatte.

Die beiden anderen schienen noch verwirrter zu sein als ich. Sie flitzten im Teich hin und her wie Ping-Pong-Bälle. Das Männchen schwamm langsamer, eine seiner Flossen war beschädigt.

Noch bevor die erste Nacht kam, wurde es von einem großen Vogel aufgespießt und gefressen.

Nun gab es nur noch mich und das letzte Weibchen.

Sie hatte mir von Anfang an am besten gefallen. Gesund und flink war sie, und ihre Färbung war fast so schön wie meine, wenn sie auch keine so strahlend weißen Flecken hatte. Zur Paarungszeit hätte ich gern mit ihr zusammen gelaicht.

Wir lebten uns im Teich ein. Anfangs fanden wir es schwierig, satt zu werden. Aber nachdem wir herausgefunden hatten, dass nicht jedes Futter aussehen muss wie das aus der Dose, war es einfacher und sogar interessanter. Lebende Mückenlarven, Wasserflöhe und saftige grüne Blättchen schmeckten besser als alles im Aquarium.

Von der ständigen Angst vor Monstern abgesehen, hätte das Leben schön sein können. Wenn die Menschen sich nicht schon wieder so unruhig verhalten hätten. Sie liefen durch den Garten und unterhielten sich laut über etwas, das sie »Pegelstände« nannten, über Garagen und Keller und über Sandsäcke.

Der Mann war wieder da. Dafür war die Frau nun weg.

»Du kannst dein verdammtes Haus behalten. Lass Sie doch mit einziehen! Dann kann sie dir auch bei dem Scheiß-Hochwasser helfen. Mich siehst du nicht wieder«, hatte sie den Mann im Garten angeschrien, bevor sie ging.

Abends stand er dann rauchend bei uns am Teich.

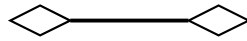
Ich kam kurz unter meinen Pflanzen hervor, um ihm zu zeigen, dass ich noch da war, und um ihn zu begrüßen. Aber er schüttelte nur den Kopf, als er mich sah, und warf seine Zigarette ins Gras.

Von da an kümmerte sich niemand mehr um uns. In den Gärten und Häusern wurde es wieder ruhiger.

Doch die Ruhe fühlte sich unheimlich an. Als würde der große Vogel die ganze Zeit am Ufer stehen und auf uns lauern.



Die Wildnis



Der Teich veränderte sich zuerst langsam.

Fremdes Wasser drang ein, das erdig schmeckte. Der Wasserspiegel stieg und war schließlich so hoch, dass ich den nassen, grünen Rasen sehen konnte, wenn ich mich kurz mit dem Kopf an die Luft wagte.

Menschen kamen schon seit Tagen nicht mehr in unseren Garten.

Das Weibchen und ich hatten uns angefreundet, sie war sehr zugänglich geworden, seit wir nur noch zu zweit waren. Wer weiß, vielleicht hätten wir in dem Teich zusammen laichen können, wenn der große Karpfengott nicht entschieden hätte, uns erneut aus unserem Zuhause zu reißen.

Das fremde Wasser wechselte seinen Geschmack. Ein Aroma von Wildnis und Weite umspülte meine Kiemen, der Duft unzähliger verschiedener Insektenlarven und unbekannter, köstlicher Algen, aber auch der beißende Gestank von Gift, Kot und Verwesung.

Mich packte eine ungeheure Aufregung, das Gefühl von Gefahr und Angst, aber auch von Neugier und der Sehnsucht nach etwas Großem, Wunderbaren, das ich bis dahin nie erlebt hatte.

Der Wasserspiegel stieg weiter, und schließlich wagte ich mich vor.

Das Weibchen blieb dicht hinter meiner Schwanzflosse. Meine Gräten bebten vor Erregung, als wir den gewohnten Rand unseres Teichs überquerten und in eine bizarre Landschaft voller ertrinkender Landpflanzen und eigenartiger Hindernisse hinausschwammen.

Dahinzugleiten, wo sonst Menschen gingen, wo nie zuvor ein Fisch schwamm, war eine so fremdartige Erfahrung, dass ich meinen gesunden Fischverstand verloren hätte, wenn ich nicht vorher so viel Zeit damit verbracht hätte, in den Fernseher zu schauen. So waren mir immerhin einige der Dinge bekannt, denen wir begegneten. Rosen, Zäune, Autos, Baumstämme, Schokoriegelhaut und Bananenschale.

Unser Instinkt ließ uns gegen die leichte Strömung schwimmen, bis eine Woge uns zurückwarf. Mit einem Schlag vervielfachte sich die Wassermenge. Wo wir uns vorher durch hohes Gras gewunden hatten, sahen wir es nun tief unter uns von einer starken Strömung flachgedrückt. Auch uns riss das Wasser mit sich,

sodass ich kaum noch wusste, wo oben oder unten war. Niemals hätte ich danach den Weg zum Teich zurückgefunden, auch wenn ich es gewollt hätte.

Mit großer Gewalt wurden das Weibchen und ich auf eine Wand zugetrieben und durch ein geöffnetes Fenster in das Innere eines Gebäudes gespült. Wie bei den Niagarafällen in Amerika rauschte und sprudelte das Wasser, während es durch das Fenster hereinströmte.

Der Raum war klein und schmeckte nach muffigem Stein. Ein Fahrrad hing an der Wand, die Räder halb im Wasser. Es gab nichts darin, was nur annähernd nach Nahrung aussah, und aus den Behältern im Regal sickerten garstige Flüssigkeiten ins Wasser, die in den Kiemen stachen und mir das Gefühl gaben, als würde das Wasser in Kreisen und Wirbeln fließen, obwohl es inzwischen stillstand.

Mein Instinkt trieb mich, den Raum eilig wieder durch das Fenster zu verlassen, und das Weibchen folgte mir, obwohl es nicht einfach war. Wir brauchten mehrere Versuche, bevor wir es schafften, den Wasserfall hinaufzuspringen und gegen die Strömung davonzuschwimmen.

Der beißende, scharfe Geschmack und der Gestank, die nun von allen Seiten auf mich ein drangen, ließen mich ahnen, dass die von Menschen bewohnten Orte für Goldfische gefährlich waren. Daher folgte ich der Spur des Aromas, das sich am nahrhaftesten und ungiftigsten anfühlte.

Eine Weile schwammen wir gegen die starke Strömung, doch nachdem wir uns durch eine Bresche in einem Erdwall gekämpft hatten, fühlte es sich gut und richtig an, sich treiben zu lassen.

Wieder durchflutete mich das wunderbare Gefühl von Wildnis und Freiheit, und ich begriff, dass wir einen von den Wasserläufen gefunden hatten, die die Menschen »Flüsse« nannten.

Während ich mich genießerisch von diesem Fluss tragen ließ, nahm ich zum ersten Mal die anderen Wassergeschöpfe wahr, die um mich herum ihrem Leben nachschwammen. Es gab große Schnecken und kleine, die köstlich aussahen, und eine Menge verschiedener Fische, deren Schuppenkleid so fade war, dass man sie in der grünlich braunen Umgebung kaum bemerkte.

Die meisten wirkten harmlos und beachteten uns nicht. Auch sie schienen verwirrt, als hätten sie mit Veränderungen zu kämpfen. Ich fühlte mich ihnen

überlegen, weil ich mehr gesehen hatte als sie, und weil ich im Gegensatz zu ihnen geschwommen war, wo sonst Menschen lebten und gingen.

Aufblasen tat ich mich, beinah wie ein Kugelfisch aus dem Ozean.

Bis wir um eine Flussbiegung trieben und aus der Uferböschung etwas auf mich zu schoss, was die Instinkte meiner Ahnen als Monstrum erkannten. Ich sah böartige Zähne in einem riesigen Maul und wartete nicht, bis es zuschnappte. Haken schlagend und das Schilf als Deckung nutzend raste ich davon.

Auch mein Weibchen entkam dem Hechtmonster. Ich sah ihre orangeroten Schuppen im Pflanzenwald auf der anderen Seite des Flusses aufblitzen.

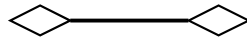
Der Hecht blieb zurück, doch wir hielten nicht an, sondern schwammen um unser Leben, wie wir es noch nie gemusst hatten.

Erst später begriff ich, dass man draußen in der Weite auch mit dem Fliehen sparsam sein muss. Es galt, rechtzeitig zu fliehen, aber nicht weiter als nötig. Man durfte niemals Kraft vergeuden.

Dieses Mal war ich noch zu dumm, um es zu wissen, und zahlte dafür. Der Fluss weitete sich, und ohne Vorwarnung schwoll seine Macht gewaltig an. Ich presste mich in die Uferböschung und hätte mich vielleicht halten können, doch das Weibchen wurde mitgerissen und in das weite Wasser hinausgetragen, wo ich sie aus dem Blick verlor. War dies der Ozean? Würde ich mein Weibchen je wiedersehen, wenn ich ihr nicht sofort folgte? Hastig gab ich mir einen Flossenschub, tauchte in die Strömung und ließ mich davontragen – meinem Weibchen nach.



In der Besenkammer



Der große Strom, der mein Weibchen mitgerissen hatte, war eine Welt voller Gefahren und Überraschungen. Dennoch fand ich sie wieder, und mein Herz pochte glücklich gegen meine Kiemen, als ich wieder neben ihr schwamm. Fest nahm ich mir vor, mich nicht noch einmal von ihr trennen zu lassen.

Sie war schlau, mein Weibchen, und sie lernte schnell.

Doch auch ihre Klugheit verhinderte nicht, dass uns schreckliche Dinge zustießen.

Eines Tages flohen wir vor den lauten Motoren, mit denen die Menschen ihre Boote antrieben, und gerieten in das flache Wasser, das ihr Land überschwemmt hatte. Hier hätten wir abwarten können, bis die Motoren mit ihren bösartig wirbelnden Messern verschwunden waren oder verstummten.

Doch dann begegnete uns eins der Monster, von denen es im Fluss so viele verschiedene gab, und mein Weibchen raste davon.

Die Schlange jagte ihr nach und übersah mich.

Kurz war ich in Versuchung abzutauchen und meine eigene Schuppenhaut zu retten. Doch ich erinnerte mich daran, wie wichtig mein Weibchen mir war. Und wer wusste, ob wir nicht sogar die Einzigen unserer Art in der fremden Wildnis waren?

Ich schwamm ihr und der Schlange nach.

Die Jagd führte uns in ein Haus der Menschen, in dem Wasser die Fußböden überspülte.

Frauen wateten durch die Räume wie Reiher und Störche auf gefluteten Wiesen.

Die Schlange war blind vor Gier und berührte im Vorüberschwimmen eine von ihnen. Daraufhin schrie die Frau so laut, dass auch unsere böse Jägerin erschrak und sich unter einem Sofa versteckte.

Ich hatte mein Weibchen aus den Augen verloren und huschte von einer trüben und schattigen Stelle zur nächsten, während ich nach ihr Ausschau hielt.

Die Frauen waren aufgeregt, machten Lärm, plantschten durch den Raum und wirbelten Schlamm auf.

Und dann geschah das Unfassbare.

Sie fingen mein Weibchen in einer Schüssel aus Glas und nahmen sie mit sich.

Am liebsten wäre ich aus dem Wasser gesprungen, um ihnen zu zeigen, dass sie mich auch mitnehmen sollten. Doch unter dem Sofa lauerte die Schlange, und ich konnte nicht riskieren, dass sie mich entdeckte.

Ich blieb ruhig, bewegte mich langsam, drückte mich in dunkle Winkel, versteckte mich zwischen Wand und Schrank und hoffte, dass das hungrige Biest auf seiner Jagd nach anderer Beute das Haus verlassen würde.

Doch als ahnte sie, dass es für sie hier noch etwas zu holen gab, blieb sie. Sie glitt durchs Haus, suchte, züngelte.

Meine goldrot und weiß gefleckte Schuppenhaut hatte ich immer so stolz getragen, dass ich nie geglaubt hätte, wie sehr ich mir eines Tages eine andere Farbe wünschen würde. Nun wäre mir das Schlammgrau der Flussbewohner gerade recht gewesen.

Öfter als nur ein Mal blieb mir fast das Herz stehen, weil ich glaubte, die Schlange hätte mich aufgespürt. Doch zu meinem Glück schien die Umgebung sie mehr abzulenken als mich.

Eine Weile war von den Menschen nichts wahrzunehmen außer ein leises Plätschern im Flur. Ich wurde unruhig, weil ich mir Sorgen machte, dass sie das Haus unbemerkt verlassen und mein Weibchen mitnehmen könnten. Vorsichtig wagte ich mich aus meiner Deckung. Ich tauchte tief nach unten und schwamm dort, wo sich die Haut von den Wänden löste.

Zwei von den Frauen wateten in der Nähe der Treppe im Wasser. Die eine hielt eine Stange in beiden Händen. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich eine Bewegung hinter mir und fuhr zusammen.

Die Schlange hatte mich gesehen und hing schon beinah an meiner Schwanzflosse. Mit dem kraftvollsten Flossenschwung, den ich aufbringen konnte, flitzte ich vor ihr davon und durch eine unbekannte Tür.

Die Frau mit der Stange peitschte aufs Wasser ein, schlug das Monster in die Flucht, floh dann aber selbst mit ihrer Gefährtin die Treppe hinauf.

Hätte sie sich noch einmal umgeschaut, hätte sie mich sehen können, denn als die Schlange abdrehte, schwamm ich bis zu den Stufen.

Da oben musste mein Weibchen sein. Warum hatten die Frauen mich nicht bemerkt und zu ihr gebracht?

Doch auch durch meine Verzweiflung ließ ich mich nicht verleiten, unvorsichtig zu werden. Bevor sich die Schlange wieder vorwagte und mich suchte, fand ich ein neues Versteck.

Ich wählte die dunkle Kammer unter der Treppe, deren Tür halb offen stand. Das Wasser da drin schmeckte furchtbar. Aber hier hörte ich es, wenn sich einer von den Menschen auf der Treppe bewegte.

Und das taten sie.

Hinauf und hinunter. Neue kamen hinzu, einige verließen das Haus. Aber niemand nahm das Glas mit meinem Weibchen mit. Ich hätte mich eher von der Schlange fressen lassen, als das nicht durch den Türspalt hindurch zu überwachen.

Es wurde still im Haus, obwohl mein Gefühl mir sagte, dass sich oben noch Menschen aufhielten.

Nach einer Zeit, die eine Schnecke gebraucht hätte, um rund um unseren Gartenteich zu kriechen, kam ein weiterer Mensch ins Haus geplantscht. Der Mann rauschte durchs Wasser, ohne nach rechts oder links zu sehen und redete und rief vor sich hin.

»Ach du Scheiße. Heiliges Blech! Oma! Oma? Bist du oben? Antworte doch! Grundgütiger!«

»Pst! Sie ist hier oben, aber sie schläft«, kam die Antwort von der Treppe her.

»Sie schläft? Was macht sie noch hier? Sie sollte längst in der Notunterkunft sein. Oder irgendwo auf dem Trockenen, aber doch nicht hier! Konntest du ihr das nicht klarmachen?«

»Sei doch nicht so laut. Sie war schrecklich müde. Und Antonia schläft auch.«

Der Mann erreichte die Treppe und erklomm in seinen klobigen Gummistiefeln die ersten Stufen. Rums. Rums.

Die Treppe bebte, und das Gedröhn brachte das Wasser in meinem Versteck zum Schwingen.

Die beiden zankten sich eine Weile, dann trampelte der Mann die Treppe hinauf, dass meine Kiemen zitterten.

Ich verstand vor allem, dass die Menschen nun vielleicht bald das Haus verlassen würden. Aufgeregt machte ich mich dazu bereit, mich ihnen vor die Füße zu werfen. Es würde meine einzige Chance sein. Sie durften auf keinen Fall trockenes Land erreichen, ohne mich mitzunehmen.

Trotz meines mutigen Plans erstarrte ich vor Angst, als sich kurz darauf die Tür meines Verstecks langsam öffnete.

Eine der Frauen stand davor und starrte zu mir herein wie ein hungriger Stelzenvogel. Schlimme Gedanken stiegen in mir auf.

Auch Menschen aßen Fische.

Verzweifelt katapultierte ich mich nach vorn, um zwischen ihren Beinen hindurch zu entkommen, wurde dort aber von einem zähen Gespinst festgehalten. Ich schlug mit meinen Flossen um mich, erreichte aber nichts, außer mich völlig zu verheddern.

Wie dumm war ich gewesen, auf die Menschen zu hoffen! Wahrscheinlich hatten sie mein Weibchen längst umgebracht und aufgegessen.

»Nun zappel doch nicht so. Ich bringe dich in einen schönen Teich. Versprochen!«, sagte die junge Frau.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich verstand, was sie sagte. Konnte ich ihr trauen? Hatte ich eine Wahl?

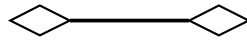
Bevor ich zu einem Schluss kommen konnte, hatte sie mich schon mit ihrem Netz aus dem Wasser gezogen und in ein Gefäß geworfen. Dann trug sie mich die Treppe hinauf.

Und da war sie: mein Weibchen. Rotgold leuchtete sie in ihrer Glasschüssel.

Als ich zu ihr ins Wasser plumpste, wünschte ich mir nichts mehr, als mit ihr für immer in diesem winzigen Aquarium bleiben zu dürfen.



Goldfischglück



Wir blieben nicht in der kleinen Schüssel, aber es wurde trotzdem gut. Der Gartenteich, in den man uns brachte, war ein ruhiges Plätzchen ohne Hechte und Schlangen, und es gab wieder Menschen, die für uns sorgten.

Obwohl ich es nicht für möglich gehalten hatte, überlebten mein Weibchen und ich sogar die große Winterkälte.

Am Grund des Teichs hatten wir reglos ausgeharrt. Ich war in tiefe Träume versunken, in denen es warm und hell war und ich meinem Weibchen nachjagte und sie neckte. Im Traum spürte ich schon das Glücksgefühl, beim Laichen der Einzige in ihrer Nähe zu sein.

Die Kälte verging, und das Leben kehrte in uns zurück.

So wie die Menschen in den Garten.

»Da sind sie! Ein Glück, sie leben noch«, sagte die Mutter und warf uns Futter zu.

»Und ich wette, in ein paar Monaten haben wir den ganzen Teich voll Mini-Goldis«, sagte eine von den beiden Töchtern.

»Ich habe gelesen, dass Goldfische das Ökosystem in einem Teich kaputtmachen, weil sie so viel fressen. Wollen wir nicht noch einen zweiten Teich anlegen? Für die Frösche und Molche?«, sagte die andere.

Der Vater legte seinen Arm um die Schultern der Mutter. »Na sicher. Du musst deinen Fröschen und Molchen nur beibringen, ihre Kaulquappen im richtigen Teich abzusetzen.«

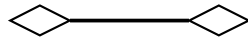
Die vier Menschen lachten und gingen weg.

Im richtigen Teich? Damit konnte nur unserer gemeint sein. Ich fand es nett von ihnen, dass sie uns mit Kaulquappen füttern wollten. Ich fragte mich, was diese »Mini-Goldis« waren.

Ob sie wohl gut schmeckten?



Nachbemerkung



»Karassius: Ein Goldfisch in der Besenkammer« war ursprünglich Teil meines Romans »Kaffeeklatsch mit Goldfisch«, der im Februar 2015 im Goldmann Verlag erschien.

Die Textpassagen, in denen Karassius seine Geschichte erzählte, mussten beim letzten Schliff des Romanmanuskripts weichen, damit auch solche Leserinnen die Geschichte von Antonia und ihren Freundinnen genießen können, die nichts für erzählende Fische übrig haben.

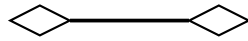
Da es mir um die Fischperspektive trotzdem leidtat, habe ich ihr mit diesem kurzen Text einen eigenen Rahmen gegeben. Ich hoffe, dass ich damit all denen eine kleine Freude gemacht habe, die ungewöhnliche Perspektiven mögen und neugierig darauf waren, was die Goldfische in Schrank und Besenkammer verloren hatten.

Die Inspiration zu der Goldfischgeschichte habe ich einer Freundin zu verdanken, die einen schönen, nahe am Elbufer gelegenen Garten besitzt. Im Verlauf mehrerer Hochwasser wanderten die Goldfische aus ihrem Gartenteich nach und nach aus. Mich faszinierten die abenteuerlustigen Fische, und es hat mir Spaß gemacht, mir vorzustellen, wohin es sie verschlagen haben könnte.

Und zum Schluss: »Carassius« ist ein Gattungsname, der für den Goldfisch oft verwendet wird. Ob das wissenschaftlich richtig ist, darüber scheinen die Fachleute sich nicht ganz einig zu sein.

Die fiktive, vom Hochwasser umgesiedelte Schlange ist eine Würfelnatter. Das ist eine ungiftige Schlangenart, die am Oberlauf der Elbe vorkommt.

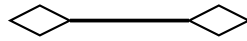
Kaffeeklatsch mit Goldfisch (Roman)



Martha Sophie Marcus
Im Goldmann Verlag
ISBN 978-3-442-48105-7

Antonia, 42, besitzt eine Apotheke im hübschen Jeetzeburg an der Elbe. Sie liebt ihre Arbeit, ihre beiden Töchter und ihren Mann Monty. Und doch plagt sie die Midlife-Crisis: Das Privatleben kommt zu kurz, die pubertierenden Töchter nerven, und Monty scheint jegliches erotische Interesse an ihr verloren zu haben. Als der Fluss über die Ufer tritt und halb Jeetzeburg unter Wasser setzt, zögert Antonia dennoch nicht lang. Gemeinsam mit ihrer besten Freundin Helen, der Stammkundin Petra und ihrer Angestellten Carolin hilft sie beherzt der betagten Frau Lilienthal, deren geliebtes Haus bedroht ist. Und plötzlich erscheinen ihre eigenen Probleme in einem ganz anderen Licht ...

Die Autorin



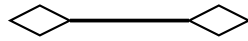
Martha Sophie Marcus wurde 1972 im Landkreis Schaumburg geboren und verbrachte dort ihre Kindheit zwischen zahllosen Haustieren und Büchern.

Die Autorin studierte in Hannover Germanistik, Pädagogik und Soziologie mit dem Schwerpunkt auf geschichtlichen Aspekten. Anschließend lebte sie zwei Jahre lang in Cambridge, UK, und genoss die malerische historische Kulisse.

Ihre Leidenschaft für Literatur brachte sie früh zum Schreiben. 2010 erschien im Goldmann Verlag mit „Herrin wider Willen“, einer Geschichte aus dem Dreißigjährigen Krieg, ihr erster historischer Roman, dem bald weitere folgten.

Heute wohnt Martha mit ihrem Partner, zwei Kindern, Katz und Hund in Lüneburg und ist Vollzeit-Schriftstellerin.

Weitere Titel der Autorin



Herrin wider Willen

Historischer Roman, Goldmann Verlag 2010

Salz und Asche

Historischer Roman, Goldmann Verlag 2010

Der Rabe und die Göttin

Historischer Roman, Goldmann Verlag 2011

Die Bogenschützin

Historischer Roman, Goldmann Verlag 2012

Rabenherz & Elsternseele

Jugendbuch, Baumhaus Verlag 2013

Das Gold der Mühle

Historischer Roman, Goldmann Verlag 2014